

Verhasst, verehrt, verklärt

Rauchverbote störten Helmut Schmidt nicht und trotzdem erreichte er ein hohes Alter / Für die Friedensbewegung und manche Genossen wurde er zum Gegner

Helmut Schmidts Beliebtheit stieg mit jedem Jahr, das der Altkanzler älter wurde. War er als Regierungschef auch in der eigenen Partei umstritten, wurde er nach seiner Kanzlerschaft zum beliebtesten Intellektuellen Deutschlands. Ein Rückblick zum 100. Geburtstag am 23. Dezember.

VON GUNTHER HARTWIG

Berlin. Der Kanzler bebte vor Zorn. Vor dem Landesparteitag der Bayern-SPD 1981 in Wolfratshausen drohte Helmut Schmidt offen mit seinem Rücktritt. Scharf attackierte er die Genossen, „die den aufgelegten Schwindel nicht durchschauen und sich einreden lassen, die Amerikaner wären unsere Feinde“. Im Streit um den Nato-Doppelbeschluss, so polterte Schmidt, lasse er sich nicht zwingen, sein „Gewissen zu vergewaltigen“. Der Kanzler, zuweilen als eiskalter „Feldwebel“ beschrieben, duldete keinen Widerspruch und spaltete damit nicht nur seine Partei. Zähneknirschend folgte eine Mehrheit der Delegierten ihrem politisch und gesundheitlich angeschlagenen Regierungschef dieses Mal noch. Aber die tiefer werdende Kluft zwischen Schmidt und der SPD ließ sich nicht mehr kitten. Damals, im Jahr 1981.

Heute, 36 Jahre nach dem Ende seiner Kanzlerschaft, ist die Kluft längst geschlossen. Eine Woche nach dem Todestag des Altkanzlers und rechtzeitig vor dessen 100. Geburtstag wird im Willy-Brandt-Haus eine Ausstellung eröffnet, die das Leben des Hamburgers in Schwarz-Weiß-Fotos dokumentiert: „Hanseat – Staatsmann – Weltbürger“. Schmidts Amtsnachfolger Gerhard Schröder

verbeugt sich vor dem großen Genossen, Vizekanzler Olaf Scholz rühmt den „Vordenker und Weltenlenker“ als hellstichtigen Analytiker und klugen Strategen: „Sein Vorbild reicht weit über unsere Zeit hinaus.“

Dass auch Schröder und Scholz einst mit Schmidt im Clinch lagen, ist heute vergessen. Die beiden aufstrebenden Jungsozialisten wetterten gegen den Nato-Doppelbeschluss, den der Kanzler als unvermeidliche Antwort des Westens auf die Bedrohung durch das sowjetische Raketenprogramm verteidigte. Am Ende trug die Parteilinke einen folgenschweren Etappensieg davon: 16 Jahre, von 1982 bis 1998, saß die SPD in der Opposition.

Nun hatte sich der gewiefte Schachspieler Helmut Schmidt als Innensenator, SPD-Fraktionschef im Bundestag, Verteidigungs- sowie Finanzminister und schließlich als Nachfolger Willy Brandts im Kanzleramt durchaus Meriten als Macher und Entscheider erworben. Er galt als schneidiger Redner („Schmidt-Schnauze“) und entschlossener Krisenmanager. Doch überlebensgroß wirkte Schmidt erst als Elder Statesman.

Nach und nach machte sich die Öffentlichkeit ein anderes Bild von Helmut Schmidt, dem vermeintlichen Gegenentwurf zum visionären SPD-Patriarchen Brandt, nicht zuletzt weil der nimmermüde Buchautor, Vortragsreisende und Publizist selbst an dieser Imagekorrektur arbeitete. Gegen Zuschreibungen wie die des „fuzrtrockenen Realisten“ (Peter Glotz) setzte er sich zur Wehr und beanspruchte für sich das Etikett des „Intellektuellen“, „ohne dass ich darin schon eine zureichende Charakterisierung meiner Person sehen kann“.



Wo er saß, stand oder ging, hat es geraucht: Altkanzler Helmut Schmidt (SPD) wurde im hohen Alter zur Kultfigur. Foto: dpa/Ralf Hirschberger

Auch Schmidts Nähe zur Kunst rückte in den Blickpunkt, seine Passion für Klavier, Orgel und Trompete, seine Freundschaft mit dem Schriftsteller Siegfried Lenz, sein Interesse an den Bildhauern Ernst Barlach und Henry Moore. Musik spielte, komponierte und hörte er für sein Leben gern. Mit den Pianisten Justus Franz und Christoph Eschenbach nahm er in den berühmten Tonstudios an der Londoner Abbey Road Schallplatten auf, als Verteidigungsminister gründete er die Big Band der Bundeswehr und

war viele Jahre später untröstlich, als er das Ständchen, das ihm die Soldaten bei der Taufe der „Helmut-Schmidt-Universität“ in Hamburg darboten, nur noch als Rauschen in seinen Ohren wahrnahm.

Der scheinbar hartgesottene Wehrmachtsoffizier verbarg eine empfindsame Seele hinter seiner rauhen Schale. Einerseits schleuderte Schmidt 1968 dem Parteienwachstum auf einem Jusokongress den provokanten Satz entgegen: „Auch Demokratie braucht Führer.“ Andererseits

wurde jenseits seiner Aura der Stärke und dem Mut zum prägnanten Urteil gerade im „Deutschen Herbst“ von 1977 sichtbar, wie schwer Verantwortung, Pflichtbewusstsein und Patriotismus auf ihm lasteten. Nach der Ermordung des Arbeitgeber-Präsidenten Hanns Martin Schleyer durch die „Rote Armee Fraktion“ zeigte sich der „Eiserne Kanzler“ gramebeugt und schuld bewusst, weil sich Schmidt dagegen entschieden hatte, den entführten Schleyer gegen inhaftierte Terroristen auszutau-

schen. Dass der Kanzler und seine Frau Loki in einer schriftlichen Erklärung bestimmt hatten, die Maxime, der Staat dürfe sich nicht erpressen lassen, gelte im Falle einer Geiselnahme selbstverständlich auch für sie selbst, wurde erst später bekannt.

Angesichts seiner angegriffenen Gesundheit war es bemerkenswert, dass Helmut Schmidt ein biblisches Alter erreichte. Er litt früh unter einer Fehlfunktion der Schilddrüse und an Herzrhythmusstörungen, gelegentlich wurde er ohnmächtig.

Dass er gern Cola, Buttermilch und Baileys trank, dazu Schokolade und Plätzchen aß, trieb seinen Leibärzten die Falten auf die Stirn. Und erst seine Dauerqualmerie! Als der Altkanzler 2011 letztmalig auf einem SPD-Parteitag erschien und sich nach seiner über einstündigen Rede, einer Art Vermächtnis, in der eigentlich rauchfreien Zone eine Mentholzigarette anzündete, johlten die Genossen.

Dass Schmidt im letzten Drittel seines Berufslebens Herausgeber und Autor der Wochenzeitung „Die Zeit“ war, entbehrte nicht einer gewissen Ironie. Hatte Schmidt Journalisten nicht als „Wegelagerer“ geschmäht, die Presse als „halbseidenes Gewerbe“? Das war Teil des Spiels, das der Sozi mit den Medienleuten trieb, er duldete ja auch Ironie auf der Gegenseite. Als die Kanzler-Maschine im Sommer 1979 vom G7-Gipfel in Japan zurückflog, schimpfte Schmidt vor den ihn begleitenden Korrespondenten über die Unwissenheit seiner Gesprächspartner aus den führenden Industrienationen der Welt: „Da gibt es höchstens drei Leute, die Ahnung von Atomraketen haben.“ Wie aus der Pistole geschossen fragte der vom Kanzler geschätzte Rolf Dietrich „Blacky“ Schwartz: „Und wer sind die beiden anderen?“

Schmidt war als Vertreter der Gründergeneration der „Bonner Republik“ der passende Politiker zu seiner Zeit. Schmidt wurde als Welterklärer zur Kultfigur und Projektionsfläche. Dass ein Mann seines Zuschnitts in der aufgeregten Mediendemokratie von heute erfolgreich wäre, ist dagegen höchst unwahrscheinlich.

Mehr unter: www.moz.de/helmutschmidt